

Der Grenadier vono der Beresina [Fortsetzung]

Autor(en): **Vallotton, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 16

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641971>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenhacher)

Fortsetzung 15

Das war ein Abend! Der Württemberger erzählte auf Deutsch die Abenteuer des Feldzuges und alle hörten zu. Im niedern Zimmer, das mit Holz getäfert war wie bei uns daheim, roch es gut nach verbrannten Tannenzweiglein . . . Wenn Ihr nur hättet dort sein können, Wachtmeister! . . . Nun, wir haben uns schließlich doch noch gefunden, und das ist die Hauptsache!

Unser Württemberger setzte nicht einen Moment aus. Ich verstand aus seinen Gebärden, daß er ihnen die Geschichte vom Mantel und den Kosaken erzählte, weil alle nach mir hinblickten und lachten. Auch der Alte lachte und wiederholte mehrmals: 'Schweizer, Schweizer!' Ich glaubte, daß er mich nach meinem Namen fragte, und ich sagte ihm, daß ich Rochat heiße. Aber trotzdem fuhr er den ganzen Abend fort, mich 'Schweizer' zu nennen, und die andern taten es auch. Offenbar machte das ihnen Freude, und mich plagte es nicht weiter.

Von Zeit zu Zeit sagte ich: 'Ja . . . ja . . . so . . . so . . .', und das belustigte sie. Während des Essens und da mir — weiß Gott! — der Appetit und die gute Laune wiedergekommen waren bei all der Wärme und Herzlichkeit, sagte ich ihnen die einzigen Worte Deutsch, die ich von unsern beiden Bernern in Polozk gelernt hatte: 'Noch ein Stück!' Das machte sie laut auflachen. Ich habe ihnen dann 'Kosak' hinterlassen. Das gute Tier wird seine Tage in dem Hause beschließen, in das es uns geführt hat. Nach allem hat es das wohl verdient; aber wißt Ihr, es hat mir doch fast das Herz zerrissen, es zu verlassen.

Heute morgen ist auch der Württemberger abgereist, um in seine Heimat zurückzukehren, und unsere braven Bauersleute, die zu sehen wünschten, was in der Stadt geschehe, haben mich in ihrem Schlitten hergeführt. Man hat mir gesagt, daß alles was noch von unsern Regimentern geblieben sei, im Schloß stecke. Und da bin ich nun!

Weihnachten. Es war Weihnachten! Das war es, was ich vor allem andern aus Rochats Erzählung heraushörte. Wie hätten wir auch selber daran denken sollen, da sich doch alle Tage glichen mit ihrem Leid! Und nun stiegen in meinem Geist die Weihnachtstage aus meiner Kinderzeit auf. Da war die Großmutter, die schon am Vortage alle Hände voll zu tun hatte, um gute Sachen zu bereiten, die das ganze Haus mit dem Duft von süßem Teig erfüllten; da war Adele, die auf dem kleinen Zimmerofen in einer Kelle Blei schmolz. Als das Metall wie ein Schluck Silber geworden war, warf sie es rasch in einen Topf voll kaltes Wasser, in dem es pfeisend unter sank und dabei seltsame Formen annahm, in denen meine Großmutter erstaunliche Dinge erkannte.

„Seht Ihr, mein Töchterchen“, sagte sie, „da denkt jemand an Euch!“ und dann zeigte sie einen aufgeblasenen Tropfen und erklärte: „Er bringt ein Vermögen mit . . . Er denkt an eine Heirat! . . .“

Adele errötete vor Freude, lachte und umarmte mich.

Und nun, wie aus einem Traum erwachend, sah ich in dem Saal mit seinen niedrigen Bogenfenstern, wo der am Gewölbe aufgehängte Leuchter nur kleine Löcher in die Dunkelheit zu brennen vermochte — hier sah ich arme Krüppel kommen und gehen, noch unbeholfen in ihren Bewegungen, mit dem Arm in der Schlinge, oder mit leerem Armel, der an den Waffenrock angeheftet war. Ich hörte das Stöhnen der Verwundeten und Kranken, denen nichts den Durst zu löschen und die Schmerzen zu lindern vermochte.

Rochat, der auf meinem Schragen saß, verstand die Rührung nicht, die mich gepackt hatte. Er sagte zu mir: „Aber was habt Ihr denn, Wachtmeister? Jetzt sind wir ja wieder beisammen, und Ihr seid bald heraus aus der Geschichte, und mehr kann man ja nicht verlangen!“

Damit nahm er ein Paket auf, das er beim Eintreten auf den Boden gelegt hatte und öffnete es sorgfältig. Es enthielt ein großes Brot und zwei Paar Würste.

„Hier, das habe ich heute nachmittag in der Stadt gekauft. Mir fehlt's ja nicht an Geld, seit der famosen Schatzverteilung hinter Wilna!“

Beim Anblick dieser auf meinem Bett ausgebreiteten Vorräte hatten sich die Köpfe meiner Nachbarn zu mir herübergedreht. Ihre Augen funkelten vor Neid, und sie bissen die Zähne aufeinander, wagten aber nichts zu erbitten. Neben der Wasseruppe und dem Stück Rostfleisch, das wir morgens und abends erhielten, waren das frische Brot und die Würste ein unerhörtes Festmahl.

Rochat schnitt große Stücke Wurst und Brot ab. „Oh, es hat ja genug für die Kameraden!“ sagte er und verteilte seine Schätze unter die Nachbarn. Der arme Einarmige neben mir bediente sich noch recht unbeholfen der gefundenen Hand und aß ohne ein Wort zu sagen. Andere machten es wie er.

Die Nacht war gekommen, und unter den Säulenbogen der weiten Kapelle lag Finsternis, die das Gewölbe und die Säulen überzog, an deren Fuß man nur mehr undeutlich die ausgestreckten Körper unterschied, von denen einige schon steif und starr dalagen, während der stetige Rehrim einsetzte: „Wasser! . . . Zu trinken!“

Welch ein Weihnachtsabend!

Rückkehr in die Heimat.

Ein paar Tage später, es war anfangs Januar, konnte ich aufstehen. Inzwischen hatte ich in Marienburg nicht wenige Kameraden wiedergefunden. Nach und nach trafen Berirte und Einzelgänger ein, die man schon verloren oder im Schnee zurückgeblieben glaubte, so daß schließlich ein paar hundert Mann beisammen waren. Trotz unserer gewaltigen Verluste auf dem Schlachtfeld hatten wir die Kälte besser überstanden als andere Truppenkörper. Wir konnten indessen nicht mehr lange hier bleiben. Hinter uns erhob sich Preußen. Wir mußten über die Weichsel, dann über die Oder zurück.

Die Kälte war immer noch scharf; aber wir litten doch weniger unter ihr, da wir wieder ausgerüstet waren und nur in kleinen Tagesmärschen weiterzogen. Da man wußte, daß wir Schweizer seien und weil unsere Regimenter beim ersten Durchmarsch eine musterhafte Disziplin geübt hatten, wurden wir fast überall gut aufgenommen, umso mehr, als viele unter unsern Kameraden deutsch sprachen und sich so verständlich machen konnten. Meine Wunde vernarbte allmählich; doch blieb der Arm schwach, so daß ich mich seiner nicht mehr bedienen konnte. Ich erhielt deshalb, nachdem wir einige Tage in Berlin geblieben waren, meinen Abschied und den Straßenpaß für die endgültige Rückkehr in die Schweiz, zugleich auch den ausstehenden Sold. Darauf trennte ich mich von meinen Kameraden, auch von meinem getreuen Rochat.

Ich sollte also in die Heimat zurückkehren, das Dorf wiedersehen und jene, die ich liebte. Ich hätte demnach fröhlich ab-

ziehen sollen, nach alledem, was wir durchlitten hatten. Und trotz der reichlichen Mahlzeit, die wir mit einer guten Flasche alten Weines begossen, war ich ganz verstorbt, als ich meinen Kameraden die Hand drückte, ihnen, mit denen ich diesen furchtbaren Feldzug erlebt hatte, und ich mußte mich zusammenreißen, um meine Rührung nicht sehen zu lassen. Als wir uns dann vor der kleinen Brauerei, in der wir uns zum letzten Male versammelt hatten, für immer trennten, sagte mir Rochat mit ganz merkwürdiger Miene:

„Also denn, Wachtmeister, diesmal gehen wir auseinander? ... Grüßt mir ‚sie‘ daheim recht wohl ...“

Und dann drückte er mich, ebenso gerührt wie ich selber, in seine Arme. Ich merkte, daß er weinte, und wir küßten uns wie Brüder.

Der arme Rochat! Er war immer unermüdet und ergeben und immer guter Laune, selbst in den schwierigsten Augenblicken. Er ist bei der Verteidigung der kleinen Stadt Rüstingen gefallen, wenige Monate nachher. Ich habe ihn nicht vergessen, und oft, wenn ich durch das Vallée hinaufflieg, ging ich auf dem kleinen Gut bei Les Charbonnières seine Eltern besuchen, schon betagte Leute, die aber ihr Unglück mit bewundernswertem Mute trugen. Wie manchen Abend haben wir nicht verbracht auf der Bank, im Anblick des grauen Sees, der von den Felsen der Dent überragt wird! Die armen Alten konnten nie genug hören von den Wechselfällen des Feldzuges und vor allem von dem, was ich ihnen von ihrem Sohne erzählte, von unserer Baracke zu Polokz, vom Frohmut unseres Kameraden, dann vom Rückzug, von der Schlacht an der Beresina, von unserer Rückkehr nach Marienburg, von der Trennung in Berlin und wie er da an sie gedacht hatte.

Ich mußte noch fast zwei Monate in Magdeburg Halt machen, um meine Genesung zu beendigen. Man fühlte ganz Deutschland um uns herum beben. Truppen durchzogen das Land in allen Richtungen, meist Zwangsrekrutierte. Beim Anblick dieser Tätigkeit merkte man wohl, daß der Kaiser in Paris war und daß dieser Anstoß von ihm kam. Ich dachte an alles, was wir erlitten hatten, an jene, die wir auf unserem Marsch dort drüben gelassen hatten, ich dachte an Polokz, an die eisigen Ebenen Rußlands, an die Beresina, dann von da nach Wilna und Rowno — und ich konnte nicht anders, als auch daran denken, wie viele Leben wohl bald wieder auf den Schlachtfeldern geopfert werden müßten, wie wenige dieser jungen Leute wieder heimkehren würden, wo so viele Väter und Mütter vergeblich auf sie warteten.

Endlich konnte ich, völlig oder doch nahezu geheilt, abreisen und Deutschland verlassen.

Und dann war ich allein auf der Straße, die mich heimwärts führte ... Heim! ... Ich hätte nie gedacht, daß mir dies eine so tiefe Bewegung verursachen könnte. Die Wiesen sind schon grün in diesem schönen Monat April. Überall sind die Bäume bedeckt mit Knospen, die aufblühen wollen. Wie friedlich ist doch alles hier, wie atmet alles Glück. Wie weit bin ich nun von diesen endlosen weißen Ebenen mit ihren traurigen Wäldern aus magern Birken und Tannen, wo die Kosaken uns überfielen wie Wölfe, weit von den armen, verlassenem und halbzerstörten Dörfern mit ihrer Feindseligkeit der Dinge, der Menschen und des Klimas, die uns unablässig verfolgte!

Ich gehe jetzt an großen, hablichen Bauernhäusern vorbei, von breiten, tiefen Dächern beschützt. Vor einem solchen Hause habe ich eben eine junge Frau begegnet im schwarzen Nieder mit den Silberketten, die in ihren Armen ein hübsches Kind mit lockigem Kopf trug. Als ich an ihr vorbeiging, hob sie das Kind mit gestreckten Armen empor, damit es meine rote Uniform sehen könne. Dann hat sie es mit Küßen bedeckt und ihm Liebesworte gesagt in ihrem Berner Dialekt, es an sich drückend, als wollte sie es eifersüchtig für sich behalten und es hindern, zu werden was ich war: Ein armer Verwundeter, der noch glücklich war, heimkehren zu können, während so viele andere ausgezogen sind, die nie mehr wiederkehren werden.

Und dann gehen meine Gedanken einmal mehr auf die Suche nach jener, von der ich nie zu träumen aufgehört hatte, nicht auf den Schlachtfeldern, nicht in den schlimmsten Augenblicken des Rückzuges. Mein Gott, werde ich sie wiederfinden? Hat sie auf mich gewartet, wie sie es versprochen hatte? Noch zwei Tage, und ich werde mein Tal wieder sehen. Dann werde ich es wissen ...

Mir scheint, als ob ich im Traum marschierte und nie ankommen würde. Da ist die lange Linie des Juras, die den Horizont säumt, und jetzt spricht man französisch in den Dörfern, durch die ich gehe. Oft drehen sich die Leute nach mir um, wenn sie mich vorbeigehen sehen, und ich finde auf den Gesichtern derer, die mir nachschauen, einen Ausdruck wie von Mitleid ... Habe ich mich denn so verändert? Dennoch gehe ich müheles, seitdem ich die Luft des Heimatlandes atme. Ich spüre kaum mehr den Schmerz in meinem Arm, obwohl dieser immer noch schwach ist. Aber das wird auch vorübergehen. Ich werde bald wieder mein Handwerk aufnehmen können, wieder den scharfen Geruch der Schmiede einatmen, die Funken unter dem schweren Hammer stieben machen ... Ich werde doppelt arbeiten, denn wir werden dann unserer Zwei sein ... Wie lang doch die Straße noch ist! Nun bin ich auf den Abhängen, die in die Ebene hinabführen, und vor meinen Füßen liegt das Land wie ein gewaltiger Obstgarten, mit kleinen Dörfern unter roten Dächern, die sich in den Bäumen am Fuße des Kirchturmes verbergen. Vor mir ist Dverdon mit seinen Schloßtürmen, dann der Neuenburgersee in zartem Blau. Darüber steht der Jura, nun schon so nahe, daß mein Auge jede Falte erpäßt, und plötzlich schlägt mein Herz rascher ... Ich täusche mich nicht; Der kleine Budel in der eintönigen Linie, das ist sie, die Dent! Jener blaue Einschnitt ist vom Bach gegraben worden. Dort hinten liegt mein Tal! ... In wenigen Stunden werde ich dort sein, und ich werde jene wiedersehen, die ich nie vergessen habe.

Arme, liebe Alice! Sie hatte immer auf mich gewartet und war nie verzweifelt, selbst damals, nicht, als sie das in der „Gazette“ abgedruckte berühmte 29. Bulletin der Großen Armee las, das so vielen Eltern und Frauen bei uns und in Frankreich das Herz zerriß. Tapfer und vertrauensvoll, wie sie war, hatte sie den Zweifel nie in ihr Herz eindringen lassen während den zwei Jahren der Trennung, und nun fühlte ich an diesem warmen Apriltag, ganz in Licht gebadet, ihre Arme um meinen Hals geschlungen, als wollten sie mich nie mehr lassen.

Ich hörte ihre Stimme, während ihre Tränen — diesmal Tränen der Freude — über meine arme, abgenutzte und verfarbte Uniform rollten, mir sagen:

„Du bist's, Abraham! ... Mein Gott, mein Gott, du bist's! ... Endlich!“

Und alle Schrecken, die ich erlebt hatte, alle die endlosen Märsche, die uns so weit weggeführt, die Schneefelder unter dem düstern Horizont, die von Leichen eingesäumte Straße, die dort unten gebliebenen Kameraden, die Winats ohne Feuer, während der eisige Wind uns das Gesicht zerschnitt, die Kosaken, die uns wie ein Rudel Wölfe folgten — all das löschte nun aus, wie ein Alpdruck beim Aufwachen.

Von draußen hörte ich durch das geöffnete Fenster herein das Murmeln des Baches vom Wehr bei der Schmiede ... Vögel sangen ... Das Herz sprang mir in der Brust. Mit feuchten Augen versuchte Alice, mir durch die Tränen hindurch zuzulächeln ...

Ihr habe ich die wenigen Jahre des Glücks zu verdanken gehabt, die ich erleben durfte. Sie wurde mir allzu früh genommen. Ohne sie in dem verödeten und leeren Hause zu leben, ging über meine Kräfte. Ich habe die Schmiede verkauft und bin hieher gezogen, allein mit meinen Erinnerungen, und je älter ich werde, umso zahlreicher bevölkern sie meine Einsamkeit, so lebendig manchmal, daß ich in der Nacht wiederum dort unten herumzuirren glaube zwischen den bereiften Tannen und mit den Kameraden lautlos durch den Schnee marschiere in einem endlosen Zuge von Schemen, der nie anhält. Dann wache

ich auf. Die Sonne leuchtet schon auf der Dent. Ich höre von unten herauf das Murmeln des Baches und ganz nahe höre ich den Klang des Sensendengelns.

Hier ist alles Friede und Licht.

Was soll ich noch diesen Heften beifügen, in denen ich Ereignisse erzählte, die mein Leben mit einer Spur gezeichnet haben, die nichts mehr auslöchen kann?

Im Winter 1814 habe ich in schmerzlicher Demütigung gesehen, wie die Oesterreicher durch unsere Gegend zogen, um über den Jura in Frankreich einzufallen und nach Lyon vorzustößen. Ich war damals jung verheiratet. Als ich, aus der Schmiede kommend und trotz der Umwege, die ich machte, um ihnen auszuweichen, ihre weißen Uniformen auf der Straße sah, da verspürte ich eine solche Bitterkeit, daß meine liebe Frau lange brauchte, um sie wieder zu zerstreuen. Mir schien es, die Anwesenheit fremder Armeen bei uns sei eine Schande für unser Land, das sie hatte eindringen lassen, ohne zu versuchen, sie aufzuhalten.

Aber diese Bitterkeit, diese Demütigung ließen mich besser begreifen, was unsere Pflicht war: Einiger sein unter Eidgenossen, stark genug sein, um uns geschätzt und geachtet zu machen. Wir sollen gewiß nicht den Krieg herbeiwünschen, denn er ist furchtbar mit all dem, was er nach sich zieht, mit den Grausamkeiten, dem vergossenen Blut, den zerstörten oder verstümmelten Leben; aber wir müssen ihm ins Gesicht zu sehen wissen, wenn er jemals unser Land bedrohen sollte, und wir müssen unsere Ehre über alles stellen. Das ist noch das beste Mittel, um unserm Vaterland jene dunklen Jahre zu ersparen, die nach 1798 kamen und während denen das Land geplündert, gebrandschatzt und mit den Füßen getreten war und den Armeen der benachbarten Länder zum Kriegsschauplatz dienen mußte.

Es gibt Leute, die sich aus der Religion eine Art Schild machen, hinter dem sie den Militärdienst ablehnen. Ich kann ihnen als alter Soldat sagen, daß ich meine Bibel so gut lese wie sie und daß ich darin und auch nicht vor meinem Gewissen keine Verdammung des Dienstes, den man der Heimat schuldig

ist, gefunden habe. Christus ist gekommen, um uns ein Geseh der Liebe zu bringen, das ist wahr, und wir sollten uns bemühen, ihm auf diesem Wege zu folgen. Aber niemals hat er die Feigheit als Tugend gepriesen, und Feigheit ist es, sein Leben lang alles mitzugeben, was ein Land an Vorteilen bieten kann, sich dann aber zu weigern, es zu verteidigen, wenn es bedroht ist. Den Militärdienst, wie er bei uns besteht, als eine Art Sünde zu betrachten, weil er uns lehrt, uns der Waffen zu bedienen, ist ebenso widersinnig, wie wenn man den Diebstahl abschaffen wollte durch Aufhebung der Polizei.

1815 widerhallte das Echo von Waterloo schmerzlich bis hieher und erweckte das Andenken an so viele brave Waffenbrüder, die dort unten gestorben sind für eine von Anfang an verlorene Sache.

Dann wurde Napoleon auf Sanct Helena verbannt, wo er nach sechs Jahren des Exils gestorben ist. Ich glaube, daß dieses wunderfame Leben noch zu nahe bei uns ist und daß uns noch zu viele Elemente fehlen, um mit einiger Unparteilichkeit den Mann und sein Werk beurteilen zu können. Wir haben gesehen, zu welchen Rückschlägen ihn sein entfesseltes Genie geführt hat und welches Unglück daraus für sein Land entsprungen ist; aber es wäre Undantbarkeit von unserer Seite, wenn wir, die wir unter seinen Fahnen gedient haben, ihm den Stein nachwerfen wollten, weil er unglücklich gewesen ist. Er hat uns kennen gelernt. Er hat uns genug geschätzt, um unsere Unabhängigkeit zu achten, und sein Genie hat die Regierungsform zu finden vermocht, die für uns paßte, während die inneren Zwistigkeiten uns zerrissen.

Wir, die Soldaten, haben alles mit unserm Blute bezahlt. Wir sind quitt. Aber etwas hat mir Freude gemacht, wie es auch meine einstigen Waffengefährten gerührt hätte, nämlich, daß sich ein guter Waadtländer gefunden hat unter den Getreuen, die den Kaiser begleitet haben, um ihm bis zum Ende beizustehen und ihm die Augen zuzudrücken. Was Noverraz tat, das tat er in unser aller Namen. Wir, die alten Soldaten, haben dies gefühlt.

Schluß folgt.

Beieli

D'Frühligsunne het se vüre grüest, die liebe, chlyne, blaue Beieli; het so lang ihri guldige Strahlen uf d'Arden abe geschickt, bis sie ihri Chöpfli vüre gstrekt u die blauen Flugli uftra hei un jeh Lüüchte sie us de grüene Blettli usen u schmöcke so fein u so starch, daß me se scho vo witem kennt un es eim wohl tuet bis i ds Härz.

Beieli sy gäng vo myne liebschte Blüemli gfi. Im Frühlig, we d'Blüemli ume vüre cho sy, de ha-n-i ou na myne Beieli usschou ghalte, ha se gsuecht u die schönschten a de versteckschten Orte funge u die, wo-n-i am längschte ha müesse sueche, die sy mer de gäng no die liebschte gfi! D'Liebi zu dem chlyne, blaue Blüemli isch mer scho als Chind i ds Härz gleit worde.

Wenn albe im Hustage d'Sunne so warm u guldig isch cho abeblynzen in üst Gab, un üs dr Frühlig gspienzlet het, de het's üs nümme still gha z'Burdles, i dr liebe Batterstadt. De hei mer em Müetti oder em Litti ghääret u hättlet, bis mer d'Erlobnis hei gha für ga z'Blüemele, u we nes de so wit isch gfi, de sy mer gleitig mit üsne Chörbli, e Biß Brot un e Öpfu drinn, abzottlet, zur Stadt use am Beieliport zue. Das isch am ne hilben Ort ussehär em Totehof gläge, wo dr Wäg gäge Bärn zue geit, wo nes nächts gägem Maiemoos u witer links gägem Unterbärg u =Tal abschwächt. Dert a däm sunnige Port isch es de albe ganz blau gfi vo all dene liebe Blüemleni u jedes Jahr

sy mer häre g'gange u jedes Jahr sy sie gäng ume da gfi. Das Beieliport het feiechly e Rolle gspielt in üser Chinderzyt, es het im Frühlig gäng e grüüsligi Mziehigschraft gha u wil mer's lieb hei gha, hei mer's ou nie vergäffe.

U no jeke, wenn i blaiu Beieli gseh Lüüchte, mueß i zrugg danken a die schöni, glücklechi Zyt wo mer als Chind dr Frühlig duß vor der Stadt gsuecht un i de Chörbli heitreit hei. —

U no eis Beieliplägli ha-n-i kennt, wo mer äbe so vertrout un äbe so lieb isch gfi. Das isch neher zueche gfi. Oben am Schloßbärg isch es gläge, wo me wit i ds Land use het chönne luegen u d'Schneebärgen im schönschte Chranz het Lüüchte gseh. „Sündeli“ het's gheißer u ds Wägli, wo vom Schloß dert z'dür-ab führet „Sündewägli“. I ha lang nid chönne begryfe, warum das liebe, ärdeschöne ussichtsplägli so ne wüeschte Name mueß ha u das chlyne, versteckte, romantische u ganz mit Gstrüpp überwachsne Wägli isch mer gar lieb gfi u Beieli het's ou über-all gha. Es isch eigetlig e verbotene Wäg gfi. Dert düre het niemer dörren, aber em Gfängewärter sjs jüngschte Töchterli isch mys Fründineli gfi u drum ha-n-i da e chlyne Vorzug gha, wo-n-i de ou ghörig usgnüht ha, un i bi ou mängisch gwüß meh im Schloß oben als deheime gfi! I ha aber ou es niedersch Blägli un Eggeli kennt u gäng wüßt wo die schönschte Blüemli z'finde sy. Aber am liebschte sy mer albe doch im „Sündeli“ gfi u hei vo höher Wart i ds Tal use gluegt.